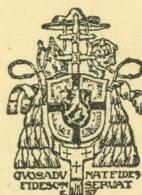


# Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg.

Nr 24

Freiburg i. Br., 3. Oktober

1933



## Hirten schreiben

zum 50. Todesjahr des katholischen Volksschriftstellers Alban Stolz.



In der Morgenfrühe des 16. Oktober ist ein halbes Jahrhundert vergangen, seitdem Alban Stolz im Freiburger Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern seine im Alter fast erblinden Augen für immer schloß. „Vergelts Gott für alles!“ waren seine dankbaren, letzten Worte. Dieses halbe Jahrhundert hat ungeheuer viel Menschenwerk gesammelt und aufgetürmt, aber auch schonungslos wieder zerstreut und vernichtet. Auch das Meiste von dem, was das deutsche Schrifttum in jener Zeitspanne schuf, ist verstaubt, vergilbt und vergessen. Nicht so das, was Alban Stolz dem katholischen, deutschen Volk mit seiner gottbegnadigten Feder hinterließ. Einzelnes freilich bezahlte auch hier der Zeit seinen Tribut und ist wohl für immer überholt. Anderes hingegen hat mit der zeitlichen Entfernung nur noch, wie gealteter Wein, an Reiz und Preiswertung gewonnen. So geziemt es sich denn, daß wir deutschen Katholiken den 50.-sten Jahrestag seines seligen Heimgangs gebührend begehen. Zwar gehört er nicht zu den verklärten, heiligen Helden unserer Kirche, die sie auf die Altäre erhob. Aber wir alle werden

ihn zu den großen Geistesführern zählen, die das Reich Gottes in den Menschenherzen vertieften, in der Offenlichkeit unerschrocken und siegreich vertreten und eine Wiedergeburt katholischen Denkens und Lebens bewirkten, weit über die politischen Grenzen Deutschlands hinaus.

So lassen wir sein Bild vor unseren Augen wieder erstehen, sein Leibliches sowohl wie sein geistiges.

1. Bei der Betrachtung seines Porträts fallen uns namentlich seine ernsten, durch die großen Brillengläser scharf, fast starr blickenden Augen auf. Es ist, als ob sie versuchten, sich in die Tiefen zu bohren und die Menschen und die Dinge durch alle Oberflächen und Umhüllungen hindurch in ihrem innersten Kern zu durchforschen. Tatsächlich berühren wir damit einen Charakterzug, der sich auch in der geistigen Gestalt des großen Schriftstellers deutlich ausprägt. Er ging nicht gedankenlos und gleichgültig an den Menschen vorbei, sondern verweilte besinnlich bei ihnen und zog gleichsam den Mantel der öffentlichen Meinung und den Schleier

des Scheins von ihnen hinweg, um sie auf ihren wahren Wert und ihr echtes Wesen zu prüfen. Auch die Natur, die ihn umgab, vom lärmenden Sperling vor dem Fenster und vom bescheidenen Veilchen am Rain bis hinauf zu den Gletschergebirgen und Meeren, vom funkelnden Tautropfen am Blatt und von der flüchtigen Welle im Bach bis zum blühenden Strauch an der zerfallenen Burg, von der weißen, wandernden Wolke über dem Talgrund bis zur glitzernden Sternenwelt am nächtlichen Himmel, alles das beobachtete und deutete er mit einem *Scharfblick* und *Tiefflick*, der überall Zusammenhänge entdeckte und Gleichnisse und Sinnbilder fand.

2. Menschen, die sich ausgießen und nie sich selber gehören, sondern eigentlich erst im Geräusch der anderen erwachen und zu leben beginnen, vermögen das nicht. Nur jenen ist es gegeben, die fast einsam und schweigsam das Leben durchwandern. Und das ist nun die zweite Eigenschaft, auf die schon sein leibliches Porträt mit dem breiten, fest verschlossenen Mund und den dünnen, energischen Lippen hinweist. Alle, die persönlich Alban Stolz kannten, erzählen davon, daß er, wie sein heiliger Philippus Neri, „nicht gerne Geschwätz machte, und was man mit drei Worten sagen konnte, das sagte er lieber mit anderthalb“. Nicht abgelenkt und verwirrt durch müßiges Gespräch, versenkte er sich umso leichter in seine eigenen Gedanken und Betrachtungen und führte, in seinen Tagebüchern zumal, eine innere, geistige Unterredung mit den Menschen, Dingen und Gott selbst, die für ihn weit anregender und ergiebiger war als jeglicher äußere Diskurs. Er hat diese Zurückhaltung im Laufe der Zeit fast bis zum Ausweichen und zur Flucht vor den Menschen getrieben und oft, wenn er ein Stück gleichen Weges mit anderen zurücklegen mußte, absichtlich und auffällig von ihnen räumlichen Abstand genommen, um wieder als „Einsiedler“ seiner Besinnlichkeit zu gehören.

Es war das nicht etwa ein Mangel an freundschaftlichen Gefühlen, die er in hohem Grade besaß, oder gar Ueberheblichkeit und Stolz, denn er kannte seine eigenen Fehler und Schwächen zu gut,

sondern eher die leise Trauer über die Unzulänglichkeit der Menschen, die seine tiefsten Fragen nicht lösten und seinen brennenden Durst nach Glück und Frieden nicht stillten. Mehr noch geschah es aus dem schonenden Bewußtsein heraus, daß sich die anderen nicht wohl mit seiner starken Eigenwilligkeit und Kärtigkeit vertragen. Dazu kam, daß er bei der Vielgeschäftigkeit des wortkargen Vaters und der Kränklichkeit der kinderreichen Mutter von früher Jugend an auf sich selber angewiesen war und nicht einmal die der kleinen Menschenpflanze so naturgemäß, elterliche Sonnenwärme empfing, sodaß er damals schon seine Sorgen und Leiden hartnäckig in seine kleine Seele verschloß. Auch in den kritischen Jahren seines Lebens, als sein kindlicher Glaube im religiösen Eiskeller der deutschen Hochschule jämmerlich erfror, mußte er mit seiner inneren Dual allein fertig werden. Daher, und aus seiner angeborenen, leidenschaftlichen Lust, lieber gegen den Strom zu schwimmen als mit ihm und zu allem Gefälligen und Angenehmen eher ein fräftiges Nein zu sagen als ein nachgiebiges Ja, rührte es wohl auch, daß er langsam den Sinn für eine behagliche Häuslichkeit verlor und sich mit einer gewissen Schroffheit und Härte über die Weichlichkeit ausließ, zu der ein eigenes gemütliches Heim den Menschen verführe. Zuletzt wirkten wohl auch noch die schmerzlichen Erfahrungen seines Lebens mit, die beste Kraft und Unterhaltung in der eigenen Besinnlichkeit zu suchen und nicht in der selten ganz aufrichtigen Unterhaltung mit anderen.

3. Alban Stolz selber war, und damit berühren wir ein drittes Merkmal seines Wesens, ein unverbogener, kerzengerader Mensch, dem körperlichen Gang und der seelischen Veranlagung und Haltung nach, eine grundehrliche Natur, die allen Schmeicheleien und Winkelzügen wie einem Schlangengezücht auswich. Er redete und schrieb so, wie er dachte, mochte es gefallen oder nicht, wenn es nur wahr war, um damit den andern, namentlich jenen, die sein Urteil ausdrücklich verlangten, weit besser und ehrlicher zu dienen, als mit unaufrichtigen oder kalt berechnenden Worten, die die Wahrheit verlebten oder sie umgingen und

die Menschen mehr betäubten, als besserten und heilten. Nichts häzte er mehr als pharisäische Heuchelei oder heimtückische Doppelzüngigkeit und Falschheit, die auch der Heiland so oftmals und so rücksichtslos an den Pranger gestellt hat.

4. Es hing dieser Charakterzug wesentlich mit einem vierten zusammen, den wir auf Schritt und Tritt in seinem Leben und in seinen Schriften entdecken und als mannhafte Unabhängigkeit und herzhaften, ritterlichen Freimut bezeichnen. Es kam das schon in seiner Kleidung und in seinen Lebensgewohnheiten zum Ausdruck. Mochte die Mode in Schnitt und Farbe sich ändern, wie das launische Wetter im April, immer ging er in seiner altväterlichen Tracht mit Zylinder, Vatertöter, weißer Halsbinde und langen Rockschößen gemächlichen Schrittes daher und kümmerte sich nicht im mindesten darum, ob die Menschen ihn deswegen verwundert anstarrten oder spöttisch verlachten. Um ja nicht über Gebühr fremder Beeinflussung zu unterliegen und in der Masse des Zugesströmt seine eigenen Gedanken zu ersticken, zog er auch, zum Mann herangereift, das geistige Gut anderer nur insoweit zu Rate, als er es notwendig brauchte. Sonst aber waren die Bücher, in denen er alltäglich und eindringlich las, die Menschenherzen und Gottes freie Natur und sein eigenes Innere, in das er sich immer wieder wie in eine Festung zurückzog. Er häzte geradezu jene bleichsüchtige, blutarme Wissenschaft, die den Menschen verknöchert und vom Volk oder gar von Gott in ihrem Hochmut entfernt, den Blick trübt und beengt und über dem armseligen Stückwerk menschlichen Erkennens das wogende Leben mit seinen Freuden und Leiden, seinen Kämpfen, Niederlagen und Siegen und seinen letzten Ewigkeitszielen vergißt.

Als Schriftsteller redete er schon in seinen ersten Kalendern zum Volk in einer Offenheit, Klarheit und Beherrlichkeit, die allgemeines Erstaunen, ja Entrüstung erregten. Denn man muß sich hier an den damaligen liberalen Zeitgeist erinnern, der ein offenes, katholisches Wort wie einen Faustschlag in sein Angesicht, ja fast wie ein Staatsverbrechen empfand. Manche sogar, die allgemein als treue Katholiken

galten, vermeinten kopfschüttelnd, daß eine Bezugslung seines freien Mutes im Interesse der katholischen Sache selbst liege und erteilten ihm den ernsthaften Rat, seine Auseinandersetzungen mit dem Zeitgeist reiferen und kampferprobteren Männern zu überlassen. Alban Stolz aber fuhr fort, wie der junge David im Kampfe gegen Goliath glatte Steine im Bache zu suchen und seine scheinbar harmlose Schleuder besser und wirkungsvoller zu handhaben, als seine Nörgler ihre verrosteten Schwerter und schwefälligen Geschüze. Er fuhr fort, die Zustände so zu schildern, wie sie waren, und die Maske vom Gesichte derer zu reißen, die das Volk innerlich zerstzten und verdarben, gleichgültig, ob er damit nach oben oder unten anstoße oder gar seine Stelle als Professor verliere. Und das Volk nahm es fast überall dankbar an, da es naturhaft fühlte, daß Alban Stolz es aufrichtig mit ihm meine. Damit stößen wir auf eine weitere hervorstechende Eigenschaft seines Wesens, auf seine volksnahe und volkstümliche Art.

5. Alban Stolz kannte das Volk, weil er es nicht bloß mit dem Fernglas von den bequemen Städten aus sah, sondern die allerglücklichsten Jahre seines Priestertums in ihm und mit ihm verlebte. Er kannte seine Denkungsart und Sprache, seine Leiden und Freuden, seine Vorzüge und Fehler. Er kannte den mühseligen, vom Wucherer bedrängten Kleinbauer mit seinem mageren Kuhgespann auf dem Feld und den immer geschäftigen Rebmann im ansteigenden, steinigen Weinberg. Er kannte den einsamen Holzfäller mit dem kümmerlichen Brotbeutel und saueren Mostkrug im Wald und den armen, verstaubten und hungrigen Steinklopfer am Weg. Er kannte den heimatlosen, durstigen Handwerksburschen auf der Walz und den enttäuschten Auswanderer, der in Amerika vor Heimweh fast stirbt. Er kannte den geriebenen Wirt und den verschwenderischen Tunichtgut und Leichtfuß, der wieder einmal die traurige Rolle des verlorenen Sohnes bis zum elenden Hungerleiden und ehrlosen Schweinehüten unbelehrbar spielt. Er kannte den Trunkenbold in der rauchigen Kneipe und die arme Frau und die hungrigen und weinenden Kinder in der zitternden Angst vor

dem heimkehrenden, fluchenden und prügelnden Vater. Er kannte den Feuerbrand der betörten, leidenschaftlichen Liebe und die rauchenden Trümmer des Jugendglücks, der Reinheit und Ehre, die er oft genug hinterläßt. Er kannte die junge, hochzeitlich geschmückte Braut, die den blauen Ehehimmel mit Luftschlössern ausbaut und dabei übersieht, daß nicht selten bald nach der lustigsten Heirat alle Traumseligkeiten im Nebel und in den Gewitterwolken zerflattern und zu Tränenbächen zerfließen. Er kannte die Schmerzen und Kummerstunden der kinderreichen und wiederum gesegneten Frau, das schreiende Elend der verlassenen und betrogenen Witwe und den rohen Undank verzogener und misratener Kinder, das ewige Hüsteln und unruhige Sichwälzen der schlaflosen Schwindfützigen auf ihrem schweißigen Strohsack, das verzweifelte Händeringen und Jammern der vom Unglück Geschlagenen und das Flockenlesen, angstvolle Keuchen und unheimliche Röcheln der Menschen im Sterben. Er kannte aber auch die rosigen Seiten des Volkslebens, das lustige Spielen und laute Lachen der im vertröpfelnden Gewitterregen spielenden Kinder, den abendlichen Reigen der singenden Mädchen um die blühende Linde im Dorf, das Fauchzen und Wogen der fälligen Märkte und Feste, das Glück der kinderreichen, christlichen Ehe, den goldenen Schimmer, der über dem Werktag und Sonntag einer wahrhaft einträglichen Familie liegt, und die Zartheit und Reinheit, die einer edlen christlichen Frauenseele eignet. Nie oder nur scheinbar ist Alban Stolz einseitig und eng, nie ein Störer oder Verstörer der erlaubten Erholung und ehrenhaften Freude. Er selber liebte von Jugend auf die Musik über die Maßen und verdankte ihr seine urkräftigsten und tiefsten Gefühle. Selbst der stelzfüßige Orgelmann auf der Straße hält ihn minutenlang fest und erweicht sein Gemüt bis zur Wehmut. Neberhaupt war er immer bemüht, Licht und Dunkel so zu verteilen, wie sie im Leben sich finden. Nur übergoss er alles mit seiner dichterischen Art, mit der Farbenglut seiner Einbildungskraft, der Wärme seines Gemüts, dem Sonnenschein seines Humors und der Liebe des gütigen Menschen, womit wir weitere

Eigenschaften seines Wesens und Schreibens berühren.

6. Ohne es zu wollen oder vielleicht selber zu wissen, war Alban Stolz ein Dichter, fast größer noch als alle anderen, die damals in Deutschland lebten und sangen. Das sieht man freilich seinem Bildnis nicht an, das eher einen trockenen, langweiligen Philister und übellaunigen Schreibstübchenhocker als einen großen Poeten verrät. Er hat auch nur wenige streng dichterische Werke geschaffen und die Romane und ihre Verfasser sogar ingrimmig angeprangert und gehaßt. Aber davon hängt es auch nicht ab, ob jemand ein Dichter ist oder nicht. Es ist vielmehr bedingt von der Art, wie man alles betrachtet, in seinem Inneren gleichsam empfängt, mit sich selber vermischt und verklärt und nach außen gestaltet. Alban Stolz sieht nicht nur mehr und schärfer als die anderen, er sieht herzlicher und anteilnehmender als sie. Scheinbar äußerlich unberührt und unberührbar, freut er sich kindlich über alles Schöne und Große, das seinen Sinnen allüberall in Strömen begegnet. Er erlebt aber auch alles Schwere schmerzlicher und nachhaltiger, als die gewöhnlichen Menschen, denn seine überaus feinen Nerven antworteten mit heftigem Echo auf alles und machten ihm das Leben nicht selten zur fürchterlichen Qual.

Dazu kam bei ihm der künstlerische Drang, das, was er in Lust und Schmerz innerlich geboren, auch nach außen zu gestalten und das seelisch neu Geschauta gleichsam leibhaftig vor den Geist und die Sinne seiner Leser zu stellen. Gewiß war es zuletzt priesterlicher Eifer, der ihn dazu trieb, aber doch nicht Seeleneifer allein, sondern auch die angeborene dichterische Not, die Fülle seiner Seele zu entladen und zu entlasten und das, was in ihm selber geistig gereift war, unter Wehen nach außen zu entbinden. Denn die Gedanken und Worte flossen ihm zumeist nicht mühelos, wie von selber, aus der Feder, sondern ermüdeten und zermarterten oft genug sein Gehirn. Freilich kamen ihm immer wieder sein starkes und tiefes Empfinden und seine sprudelnde Einbildungskraft als gute Geister zu Hilfe. Sie schwebte mit ihm über alle Meere und

Erdteile hinweg und kleidete das Gedankliche mit plötzlichen Einfällen in lebendige Gleichnisse und greifbare Bilder, ja legte sogar um das sonst Steizlose und Werktägliche noch ein schmuckes Goldrahmchen und einen waldfrischen, blumigen Kranz. Dabei offenbarte der scheinbar so harte und unzugängliche Mann eine Gemütstiefe, eine Innigkeit und Weichheit, wie sie nur eine Mutter besitzt, die ihr Kind, zumal wenn es frank ist, mit rührender Zärtlichkeit auf den Schoß nimmt, streichelt und liebkost, und ihm die allerschönsten Geschichten erzählt, damit es nur ein einziges Mal wieder lächle. Da, manchmal beschattet eine drückende Wehmut wie eine Trauerweide seine Zeilen und Seiten und taucht seine Gedanken in ein Bad von Tränen. Aber bald ist es bei ihm wieder wie nach einem erquickenden, gewitterhaften Regen: die Sonne seines strahlenden Humors durchbricht und vergoldet die Wolken und Berge und zieht über die benetzten, aufleuchtenden Fluren den siebensachen Bogen. Oder es springt gar hinter den tränennassen Augen der spöttische Schalk mit seiner Schellenkappe hervor und schwingt unter schallendem Gelächter seine knallende Peitsche.

Und wie weiß Alban Stolz zu gestalten! Die Natur, die er schildert, ist mehr als gezeichnet, sie lebt, atmet und blüht, sie rauscht mit ihren Quellen und Bächen, mit ihren Wäldern, Seen und Meeren, sie singt mit ihren Vögeln, orgelt und pfeift mit ihren Winden und braust und tost mit ihren Donnern und Stürmen und bedeckt sich winterlich weich mit dem bedächtig und lautlos fallenden oder im eisigen Dezemberwind wirbelnden Schnee. Sie schaut, spricht, lacht und weint ohne Illustration aus den gedruckten Zeilen heraus als wäre es die farbige und tönende Wirklichkeit selbst. Auch die Menschen, von denen er erzählt, sind nicht etwa Kleider ohne Leib, Photographien, die man freundlich stellt und retuschiert, oder dahinhuschende, leblose Wesen auf der schimmernden Lichtspielwand, sondern Männer und Frauen, Kinder und Greise mit Fleisch und Blut, mit eigener Mundart und eigenem Sinn. So gingen sie damals, als Alban Stolz schrieb, in den Dörfern und Städten, in der Heimat und in

der Ferne, in Spanien und im Lande Sems, Chams und Zaphets umher, und so schilderte er sie und stellte sie handelnd und redend auf die Bühne seiner Kalender und Bücher. Dabei tritt auch hier immer wieder zur freudigen Überraschung seine Unabhängigkeit und Ursprünglichkeit herzerquickend zu Tage. Wie er auf seinen Spaziergängen die Allerweltswege floh und manchmal lieber querfeldein die weglosen Abhänge hinaufstieß, um ja nicht zur trabenden Herde auf der staubigen und ebenen Landstraße zu gehören, so auch hier. Was er sagt oder schreibt, ist so eigenartig empfunden und geprägt, wie nur er es so kann und kein zweiter. Und doch ist es wieder so natürlich, so ungekünstelt und ungemacht, daß man es zuletzt gar nicht anders darstellen konnte. Dadurch unterschied er sich wesentlich von einzelnen Volksschriftstellern seiner Zeit, die den Leuten aus dem Volke wie einer Mode-ware nachgingen, um sie zu romantischen Helden zu stempeln und in den Mittelpunkt ihres seichten, rührseligen und angelernten Schrifttums zu stellen. Dazu war in Alban Stolz der Künstler zu groß und seine Seele zu fernig und zu männlich, zu weit und zu tief. Die Heimat und ihre Menschen sind ihm zuletzt doch nur Sinnbilder und Beispiele, nur Mittel zum Zweck. Eine unlöschbare Sehnsucht brennt in seiner Seele und drängt sie mit unstillbarem Hunger und Durst nach dem Unvergänglichen und Ewigen.

Tatsächlich war er überall nur ein Gast und ein Fremdling und nirgends zu Hause. Darum wandert er auch, wie von einer inneren Unruhe getrieben, sobald der Ferientag seine Berufsfesseln löste, über Berg und Tal, über Land und Meer. Daheim ist er eigentlich nur da, wo er bereichern und helfen kann. Schon dem jungen Kaplan kam es nicht darauf an, Liebe zu empfangen, sondern Liebe zu spenden. Darum ist es ihm in der Schule so wohl, wo er sich um das junge „Menschengewächs“ wie ein besorgter Gärtner bemüht, es bindet und beschneidet, nährt und begießt, und sich an seinem Wachstum und an seiner Blüte erfreut und eine christlich reiche Ernte erwartet. Darum sitzt er auch stundenlang am belebten Lehnstuhl der vereinsam-

ten Alten und am Bett der schlecht versorgten Kranken, um ihre Schicksale geduldig zu hören, ihre trüben Gedanken zu zerstreuen, ihre Langeweile zu brechen und in das verglühende Abendrot ihres Lebens wehmütig zu schauen. Auch später zogen ihn immer wieder das Unglück und Elend der anderen mit der unwiderstehlichen Kraft eines starken Magneten an, sodaß er zum Vater der Armen und zum Gründer des St. Vinzenzvereins in der Dresdner Altstadt wurde. Um möglichst viele andere zu tiefwarmem Empfinden und zur tätigen Nächstenliebe zu bewegen, schrieb er das wundersame Leben der hl. Landgräfin Elisabeth von Thüringen und nannte es selber sein Lieblingsbuch. In seinem Alter nahm er, um gleichsam im Lichtkreis und in der Lufthülle der Caritas zu leben, seine bescheidene Wohnung im Mutterhaus der barmherzigen Schwestern. Gott allein weiß, wie viel er, streng verschwiegen, so daß die linke Hand nicht wußte, was die rechte Hand tat, von seinem Einkommen und seinen ansehnlichen Schriftstellergebühren den Notleidenden gab. Noch seine letzte Arbeit war ein Aufruf zu Gunsten der Armen. Trotz einfachsten und sparsamsten Lebens hinterließ er nichts, als er starb.

Wir bezweifeln es nicht, daß sein mitleidiges Herz eine glückliche, natürliche Erbschaft vonseiten seiner Eltern oder Voreltern war. Der Apotheker von Bühl las ja Tag für Tag und oft auch in der Nacht so viel Krankheit und Sorge aus den Rezepten der Aerzte und aus den Mienen der Frauen und Kinder, die die Medizinen mit den roten Papierkäppchen über dem Kork in die kleine Stadt und die benachbarten Täler und entlegenen Gehöfte abholten. Auch Albans Mutter war eine überaus barmherzige und dazu noch vom Leiden geprüfte und vertiefte Frau, die im furchtbaren Hungerjahr 1817 kesselweise für die Notleidenden kochte. Aber dieses Erbgut war für den jungen Alban nurmehr die Grundlage, auf der sein katholischer Glaube mit seinen übernatürlichen Kräften weiterbauen konnte. Und je lebendiger und folgerichtiger dieser Glaube in ihm wurde, desto wärmer und nachhaltiger wirkte sich auch die christliche Liebe in ihm aus.

7. Damit dringen wir zur übernatürlichen Zentralkraft seiner ganzen Persönlichkeit und Wirksamkeit vor. Der Glaube, den Alban Stolz besaß, war geradezu ein Wunderwerk der göttlichen Gnade. Stolz entstammte zwar einer rechtschaffenen, katholischen Familie, aber frühzeitig dem Heimatboden entrissen, vergaß er unter dem zerstörenden Einfluß von schwach- oder ungläubigen Lehrern langsam das Beten und österliche Beichten und zerbricht das katholische Christentum, so wie die Kirche es lehrt, bis auf wenige ragende Säulen. Nur noch am Dasein Gottes und an der Unsterblichkeit der Seele hält der entwurzelte Student in Heidelberg wie ein Ertrinkender fest. Aber je weiter er sich von der Kirche entfernte, desto mehr zermaerte er in „höllischer Seelenqual“ sich selbst bei Tag und bei Nacht. Nach seinem eigenen Geständnis kam er sich damals vor, wie eine abgeschiedene Seele, die noch im Leichnam haftet. Nur eines litt in jener Zeit heftigster Kämpfe nicht Not, das war seine sittliche Reinheit, die ihm, wohl zusammen mit seinem inneren Leid und fremdem Gebet, die Gnade Gottes wieder verdiente und ihn so glaubensstark machte, wie ganz wenige Menschen seiner Zeit. Tatsächlich war sein religiöser Glaube so tief, daß er kaum mehr unter einem ernsthaften Glaubenszweifel litt, so sieghaft und lebendig, daß er sein ganzes Denken, Wollen und Fühlen königlich beherrschte. Er war so leuchtend und umfassend, daß er alle Dinge nur mehr im Lichte des Glaubens erblickte und ihnen damit eine ganz andere, über das rein natürliche Sein erhabene Bedeutung verlieh. Natur und Kunst sind ihm nur noch Sinnbilder und Gleichnisse, nur Offenbarer und Wegweiser, „eine große heilige Schrift, ganz voll Bildern, Parabeln, Gleichnissen und anderen Lehrstücken“. Darum mischt sich auch bei ihm in die natürliche Freude immer das frohe Lob des Allmächtigen, der mittelbar oder unmittelbar alle irdische Schönheit erschuf. Sein Glaube war so kindlich, als hätte er ihn eben erst herzhaft auf dem Schoße seiner frommen Mutter empfangen, und so duftend und blühend, als wäre er nie elendiglich unter dem Frost seines Zeitalters erfroren. Er war endlich

oft so beglückend für ihn, daß er himmlische Stunden erlebte, in denen sein Seelisches gleichsam vom Leibe sich löslöste und der Erde entschwand und einen Vorgeschmack des ewigen Schauens genoß. Freilich kamen bei ihm auch wieder andere, wo er, von der Wucht seines Gnadenmaßes und seiner Glaubensverantwortung fast erdrückt, ängstlich und antwortlos darüber brütet, ob er überhaupt am Ende vor dem strengen, ewigen Richter gnädig bestehne. Es war so, wie er einmal selber gestand: „Meine größte Qual und meine größte Wonne im ganzen Leben war die Religion“. Seine Tagebücher, die sein Inneres wie der See den Himmel wiederspiegeln, bieten den besten Beweis dafür, daß er eigentlich ganz in Gott und im Ewigen versank. „Ich ging mit Christus spazieren“, schrieb er einmal darin wunderbar kindlich und tief und verriet damit aber auch, warum er eigentlich keine anderen Weggefährten brauchte.

Darum war auch sein Urteil so ganz verschieden von dem nur natürlich denkender Menschen, oft so unendlich gütig, versöhnlich und mild und dann wieder so beißend spöttisch und gallig bitter, so messerscharf und rücksichtslos hart, weil er eben vor allem auf die Beziehungen der Menschen zu Gott schaute und gleichsam über allem zum voraus schon das beseligende oder donnernde Urteil des Weltenrichters hörte. Was mit Gott verbunden war, von Gott kam und auf ihn abzielte, das allein erschien ihm groß, wertvoll und schön. Was ihn ganz oder halb gesäuselt umging oder gar in Widerspruch mit ihm trat, häßlich und verächtlich, töricht und klein. Vom Gedanken an Gott bis zum Überströmen voll und alles am Maßstab der Ewigkeit messend, erinnert er sich auch, wie selten ein anderer Schriftsteller, bei allem, was die Erde an Herrlichem darbietet, an das unausbleibliche und oft so rasche Verwelken und Vermodern und an den unheimlichen Sensenmann, den Tod, der das üppige Fleisch ingrimmig entthront, den Schein rücksichtslos zerstört und Unkraut und Weizen nach ihrem wahren Wesen und Wert enthüllt und fast alle menschliche Schönheit und Größe auf den übelriechenden Kehrichthaufen der Vergänglichkeit wirft.

Und dieser Gottesglaube unseres Alban Stolz war nicht etwa, wie man es bei seiner grüblerischen Eigenart leicht hätte befürchten können, ein etwas wirres Gebilde, das aus seinem schöpferischen Gemüt und seiner üppigen Phantasie willkürlich und absonderlich entsprang, sondern der heilige, römisch-katholische Glaube, wie ihn das unfehlbare Lehramt unserer Kirche zu glauben vorstellt. Ihre Entscheidung war für ihn die einzige Richtschnur und das endgültige Urteil, mochten seine glaubensschwachen, vernünftelnden und überheblichen Zeitgenossen sagen und schreiben, was sie wollten. Nicht um Haarsbreite wich er je davon ab. Er verlor sich aber auch nicht in neugierigen Grübeleien oder in versteigerten, verstandesmäßigen Beweisstücken, sondern nahm die Entscheidungen der Kirche und die Weisungen seiner Bischöfe bereitwillig und dankbar an, um sie ebenso bereitwillig weiterzugeben. Er ist nur in der Darstellung und Auslegung originell, in der Verdeutlichung und Anwendung, nicht aber im religiösen Gedankengut selbst. Er wollte eben kein Springbrunnen sein, der sein eigenes Wasser hochfahrend und nutzlos versprudelt, sondern nur ein dienstbarer, wenn auch breit strömender und blumig umränderter Kanal, der das Glaubengut des Heilandes den durstigen Seelen vermittelt. Darum auch seine Vorliebe für Erziehungslehre, Katechese und Homiletik, für die praktischen Wissenschaften, die uns lehren, andere katholisch zu belehren und christlich zu formen, sei es im Hause, in der Schule oder auf der Kanzel. Er will ein Spendender sein, der die Goldbarren unseres Glaubens münzt und unter die Kinder und die Großen wirft und sich freut, wenn sie sich damit bereichern und den inneren Frieden und das ewige Leben erkaufen.

8. Bei diesem tiefechten, gehorsamen Glauben und seiner klaren, denkrichtigen und willensstarken Art war es bei Alban Stolz eine selbstverständliche Sache, daß sein ganzes Leben ein gottesfürchtiges Glaubensleben war. „Der Gerechte lebt aus dem Glauben“. Nur der konnte über das Vaterunser und den englischen Gruß so wunderschön schreiben, der sie so schön und so herzergriffen zu beten verstand, wie gerade er. Freilich geht er auch hier seine

eigenen, selbstgetretenen Wege. Er war nicht der Mann, der stundenlang in der Kirche mitten unter der Menge auf den Knieen lag, weil es ihm schon widerstrebe und wie ein pharisäisches Selbstlob vorfam, sein inneres religiöses Leben vor neugierigen Anderen gleichsam zu entkleiden und zu entblößen. Aber wenn er darin kniete, und es geschah oft, dann war er sich der Gegenwart des Herrn überwältigt bewußt und trug seine Gottinnigkeit mit hinaus in die lärmenden Straßen der Stadt, auf die einsamen Berge und in die schweigsamen Wälder, bald als herzlichen Jubel, bald als kindlich demütige Bitte oder reuige Abbitte, oder als ehrfürchtige Anbetung des unendlichen Schöpfers, dem gegenüber er sich nur als winzigen Wassertropfen oder verschwindendes Sonnenstäubchen oder gar als ein sündhaftes Nichts empfand. Und wie andächtig feierte er die tägliche heilige Messe! So sehr versenkte er sich in die einzelnen liturgischen Gebete, daß er jemanden beauftragen mußte, ihm ein Zeichen zu geben, wenn er vielleicht zu lange dabei verweile oder die anderen ermüde. Das Fasten übte er mit einer geradezu grausamen Vorliebe und behauptete sogar, daß damit der menschliche Geist eine besondere Freiheit, Feinheit und Flugkraft gewinne. Seine Berufspflichten als Lehrer der Hochschule endlich erfüllte er mit einer Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Treue, die ziemlich hart an Engherzigkeit und Aengstlichkeit streifte.

9. Ein von der Liebe zur Kirche und zu Gott so gänzlich durchglühter und volksnauer Priester wie Alban Stolz konnte sich unmöglich mit seinen akademischen Vorlesungen und folternden Prüfungen begnügen. Er mußte im Seeleneifer aufglühen und zum Volksapostel werden. Immer wieder bestieg er darum bald da, bald dort im Lande draußen oder im Auslande die Kanzel, um mit seiner anschaulichen, praktischen und beispielsreichen Art zu den Seelen zu sprechen. Dabei lag ihm rein nichts daran, ob seine Worte den Ohren der Menschen, namentlich der sogenannten Gebildeten, gefallen oder mißfallen. Nicht sich selber wollte er predigen, sondern nur Christum, den Gekreuzigten. Nicht den Sinnen wollte er dienen, sondern den

Seelen. Ja, er erzählte es sogar mit einem wohlgezielten Peitschenhieb, damit seine Eigenliebe sich ducke, den Lesern seiner Schriften, wenn er irgendwo statt Anerkennung ein herbes Urteil über den Inhalt und Vortrag seiner Kanzelreden erfuhr und ein biederer Schweizermann ihm eines Tages unverblümt erklärte, eine dümmere Predigt als seine habe er im ganzen Leben nicht gehört. Er wußte, daß die göttliche Gnade an die Demut der Priester und Prediger anknüpfte und nicht an den Prunk menschlicher Worte und an den Beifall einer oberflächlichen, wortberauschten Menge.

Seeleneifer war es weiter, der ihn zum besonderen Freund und Förderer der katholischen Diaspora und der katholischen Missionen in den heidnischen Ländern, zum Mitarbeiter im Dienstbotenverein und zum Mitbegründer des Freiburger Gesellenvereins und der Priesterkongregation und zum Freund heldenhaft ringender oder zur Kirche schon heimgekehrter edler Frauenseelen machte.

Seeleneifer war es vor allem, warum er zum religiösen Volkschriftsteller wurde. Bei seinem großen, dichterischen Talent und seiner hervorragenden sonstigen Begabung, standen ihm weite andere Gebiete einladend und verheißungsvoll offen. Aber nie hat er sich auf das Nur-Weltliche verirrt, immer klang bei allem, was er schrieb, das Ewige, Göttliche und Seelenrettende wie eine Kirchenglocke durch. Er erkannte eben die ungeheuere Bedeutung der gottähnlichen, menschlichen Seele, und er liebte die Menschen mit jener übernatürlichen Liebe, welche ihre ewige Bestimmung und das Blut Jesu Christi entsfachen, das für sie erlösend auf dem Kalvarienberg floß. Und er sah ringsum so zahllose, verderbliche Mächte, die mit teuflischer Schlauheit und Wut unablässig am Werke waren, die Seelen um ihr christliches Erbgut, um ihren Glauben und ihre Reinheit, um ihren Trost und ihre Kraft und ihr ewiges Leben zu betrügen. Mächte im Innern des Menschen und Wölfe im Schafspelz, die immer wieder von außen her die Menschenseelen heimtückisch und blutdürstig beschleichen und schonungslos zerreißen. Und wer kannte das entsetzliche Unglück der um den Glauben und die Un-

schuld Betrogenen besser als er, der mit der Schärfe seines Blickes die Tiefen der verheerten und ausgeplünderten Seelen durchschaute und sich weder durch Kleiderpracht und Schminke noch durch erheuchelte Seelenruhe und tanzende Lust, noch durch die öffentliche Meinung und ihre Irrlichterei übertölpeln und täuschen ließ. Dazu beobachtete er leider, daß sogar da und dort jene, die Hirten und Führer sein sollten, satte Mietlinge waren und feige davon flohen, oder sogar sich zu den heulenden Wölfen gesellten, wenn die Gefahr kam, statt die Schafe mit ihrem eigenen Leben zu decken. Oder er hörte den Schrei so vieler Tausende, die gesundes, christliches Hausbrot verlangten, dafür aber höchstens schön polierte Steine erhielten. Namentlich das einfache, im Grunde genommen so ehrliche, aber auch so leicht betörbare Volk erbarmte ihn, wie den Herrn. Jene Arbeitstiere und Armen, die auf Erden nichts oder nur wenig mehr hatten als Schwielen und Schweiß, als Kummer und Sorgen, und dabei noch Gefahr ließen, auch das ewige Erbe durch eigene oder fremde Schuld zu verlieren. Das machte Alban Stolz zum aufwühlenden Kalendermann. Er wußte, daß er damit mitten ins Volk trete und den Weg finde auch in die ärmste und entlegendste Hütte. An Stoff gebrach es ihm nicht und auch nicht an zugkräftigen und aufweckenden Titeln. Für die Zeit wollte er schreiben, aber noch mehr für die Ewigkeit. Einen zuverlässigen „Kompaß“ wollte er dem Lebensschiff der Menschen verschaffen und sie vor den Gefahren, Klippen und Untiefen bewahren. „Wachholdergeist“ wollte er ihnen destillieren, keinen wie die Bauern seiner heimatlichen Täler ihn als Hausarznei brannten, sondern einen geistigen und heilsamen gegen die Grundübel der Welt: Dummheit, Sünde und Elend. Das „Bilderbuch Gottes“ wollte er unterhaltlich den großen und kleinen Kindern zeichnen und malen, um sie auf dieser Jakobsleiter immer näher zum Schöpfer zu führen. Das „Menschengewächs“ wollte er in ihrem christlichen Haussgarten pflanzen und dabei anschaulich dartun, wie der Mensch am Wort und Beispiel des himmlischen Gärtners sich selber und andere erziehen soll. Das „ABC“ wollte er auch die ausgeschulten Leute neuer-

dings lehren und damit mancherlei aus dem Leben herbeiholen und verknüpfen, was sie in der Gegenwart notwendiger brauchten als Lesen und Schreiben. „Die Nachtigall Gottes“ sollte vor ihnen aus ihrem lauschigen Versteck durch die Abendstille flöten und Heimweh weckend von den geheimnisvollen Dingen singen, die die göttliche Liebe im Menschen und durch die Menschen wirkt.

Und Hunderttausende sind über diesen Kalendern und den anderen Büchern des schreibefrigen Mannes in gesunden und kranken Tagen, nächtlich und sonntäglich gesessen und haben daraus das unheimliche und unaufhaltsame Rieseln und leise Singen der Sanduhr, den Hauch der Ewigkeit und das Walten der göttlichen Gnade verspürt. Gott allein weiß, wie viele durch seine Schriften zur ernsthaften Umkehr und Rückkehr, zur gläubigen Einkehr und zum innerlichen Leben, zum heldenhaften Starkmut und zur balsamischen Tröstung, zur Verzeihung fremder Schuld und zur Linderung fremder Not, zur völligen Flucht aus der Welt und zum gefestigten Frieden klösterlichen Lebens, zu einer glückseligen Sterbestunde und zum überschwenglichen Gotteslohn im Jenseits gelangten. Wir übertreiben nicht, wenn wir sagen: Alban Stolz, der kleine Freiburger Professor mit der schwächlichen, näselnden Stimme und der rührenden Unbeholfenheit im Vortrag und Auftreten, war der größte Missionär, den unser deutsches Vaterland im 19. Jahrhundert besaß. Die Überwindung des kirchlichen Liberalismus und die Erweckung eines neuen blühenden religiösen und sittlichen Lebens geht auf diesen wortkargen und trockenen, scheinbar so weltfremden und menschenscheuen Sonderling zurück.

Alban Stolz ist vor 50 Jahren gestorben, damit ist er aber keineswegs tot. Er lebt in seinen Werken fort und ist darin immer noch die „schreibende Hand auf Wand und Sand“. Das Nachtgebet seines Lebens“ hat er längst schon gottselig verrichtet, aber andere beten es ihm andächtig nach oder erquicken und erholen sich an seinem schwarzen, „wilden Honig“ und am würzigen Duft und an der unfehlbaren Heilkraft seiner köstlichen „Dürren Blätter“. Kommt auch manches in seinen

Schriften der heutigen gebildeten Welt noch spanischer vor als vor einem halben Jahrhundert, die verdienten Hiebe, die er darin austeilt, führen auch jetzt. Alban Stolz bietet auch unserer Zeit eine gesunde, nahrhafte und schmackhafte Kost, die uns umso mehr vielleicht mundet, je mehr wir uns an Speisen gewöhnten, die nur der Zunge schmeicheln und den Gaumen kitzeln, den Magen aber verderben.

So lesen wir ihn wieder, wie ihn unsere Eltern und Voreltern andächtig lasen, und überdenken wir das Gelesene, wie er es selber dringend von seinen Lesern verlangte, mit heilsbegieriger, innerer Sammlung. Zum tiefen, felsenfesten Glauben wird er uns drängen und zum mutigen, opferwilligen und ehrlichen Leben darnach. Auch jetzt noch wird er dem Gözen der Welt die heuchlerische Larve vom teuflischen Gesicht reißen, das Laster in seiner ganzen Hässlichkeit und Schädlichkeit zeichnen und die Halbheit des schimpflichen Verrats und der sträflichen Charakterlosigkeit zeihen. Den christlichen Sternenhimmel wird er in seiner ganzen Unendlichkeit über uns wölben, damit wir die Heiligen kennen lernen und lieben, vertrauensvoll aufzuschauen zu ihnen und ihr Beispiel befolgen. Mit seinen prachtvollen landschaftlichen Bildern wird er uns noch inniger als bisher mit unserer schönen Heimat verbinden und zur opfersrohen und treuen Mitarbeit an ihrem neuen Aufstieg verpflichten. Selbst den Tod wird er uns verklären und die Kreuze unserer Friedhöfe mit den Kränzen der seligen Hoffnung und des ewigen Friedens trostreich wie am Allerseelentag schmücken. Weisheit wird er uns lehren, jene christ-

liche, katholische Weisheit, welche die Dinge nicht nach dem Schein, sondern nach der Wahrheit und dem Endurteil bemisst und im ganzen Leben nur eine Wanderung zu Gott erblickt, wie er es selber für sein eigenes Leben auf der letzten Seite seines kostlichen Reisebüchleins entwarf:

„Gott hat mir am Schlusse der Reise“, so schreibt er, „am Tage in Schaffhausen ein unvergleichliches Andenken mitgegeben, daß von innen noch Schöneres und Süßeres zu finden sei als in der Außenwelt, wenn ich nur ernstlich und treu mich ihm zuwenden wolle. Denn jener Tag war der freudenreichste der ganzen Reise, weil ich nach Gott mich gerichtet hatte. Und du, o Herr, bekränze und kröne nun die reiche, lange Wohltat meiner Reise mit der höchsten Wohltat, daß ich jetzt eine neuere, heiligere Wallfahrt beginne, eine Wanderung zu dir. Jeden Tag einen Schritt tiefer hinein in deine Atmosphäre. Laß dieses kein leeres, unfruchtbare Phantasiestspiel sein, was ich da denke und bitte, und gib mir auch zum Dank für den hohen Genuss der sinnlichen Reise die höchste Wohltat, daß ich vor allem und mit ganzer Seele dich suche; anders kann ich nicht denken, als im Empfang und Umfassen dieses neueren, höheren Gutes. Habe ich gerne und willig Nachtwachen, Kälte, Regen, Anstrengung und Müdigkeit übernommen, um weite Landstrecken durchzureisen und vieles zu sehen, so will ich auch entbehren, dulden und mich anstrengen, um dir näher zu kommen. Du, mein Gott, hast mir diesen schönen Gedanken in die Seele fallen lassen — o segne diese himmlische Blüte, daß sie nicht verwelke, ohne Frucht zu bringen. Amen“.

Freiburg i. Br., den 29. September 1933.

† Conrad,  
Erzbischof.

\*

Vorstehendes Hirten schreiben des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs kann am Sonntag, den 15. und 22. Oktober d. J. zur Verlesung kommen. Wenigstens sollte in der Predigt der schriftstellerischen Tätigkeit von Alban Stolz gedacht und die Lektüre seiner Schriften empfohlen werden.

Freiburg i. Br., den 30. September 1933.

Erzbischöfliches Ordinariat.